

Dirk Brauns

Im Inneren des Landes

Roman

Galiani Berlin



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2012

Verlag Galiani Berlin

© 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Lisa Neuhalfen und Manja Hellpap

Umschlagmotiv: © Roger Troks

Autorenfoto: © Max Lautenschläger

Gesetzt aus der Sabon und der Quadraat Sans

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86971-065-5

+++ Eggesin +++

+++ der 53-jährige Ingo K. ist gestern in seinem Haus in der Waldsiedlung überfallen worden. Wie Zeugen berichteten, kam es gegen 19.15 Uhr zu einer Auseinandersetzung an der Eingangstür. Ein Unbekannter drängte den Hausbesitzer in den Flur, dort löste sich ein Schuss. Bislang ist unklar, wer auf wen geschossen hat. Sowohl Ingo K. als auch der Angreifer sind verschwunden. Beim Eintreffen der Beamten war das Haus verlassen. Die Untersuchungen laufen in alle Richtungen. Laut der zum Zeitpunkt des Überfalls abwesenden Ehefrau, von der Ingo K. in Trennung lebt, wurde nichts gestohlen. +++

+++ Wer gestern im Umfeld des Tatortes Verdächtiges beobachtet hat, wird gebeten, sich beim zuständigen Kriminalkommissariat in Ueckermünde zu melden +++

Waldsiedlung – kurz vor dem Schuss Stefan Brenner wartet im Auto

Ich bin einen Steinwurf entfernt. Kern ist im Haus, aber ich kann mich nicht durchringen, ihm zu folgen. Was passiert, wenn ich es wage? Ich weiß es nicht.

Ich weiß, dass ich es tun werde, und dann wird man sehen.

Um sieben Uhr abends herrscht hier eine Verlassenheit, die mich mit Hohn erfüllt und zugleich erleichtert. Ich steige aus, zünde mir eine Zigarette an und verharre neben dem Wagen. So werden sich Zeugen wie dieser Imker drüben hinter dem Zaun an mich erinnern – an einen Mann im Geschäftsanzug, der mit verschränkten Armen an seinem Auto lehnt.

Ich starre auf Kerns Haus.

In diesem Moment werden die Fenster im Erdgeschoss geöffnet. Ich sehe *seine* Hände an den Fenstergriffen, *seine* Arme, auf denen sich der Gardinenstoff bauscht, während die Fensterflügel aufgestoßen werden.

Nach einem prüfenden Selbstgespräch setze ich mich in Bewegung. Gleich werden wir uns gegenüberstehen. Mein Schritt auf dem Asphalt hallt viel zu laut.

Die Gartentür ist angelehnt. Ich zögere ein letztes Mal und binde mir die Schuhe.

Dann gehe ich durch.

Waldsiedlung – kurz vor dem Schuss

Ingo Kern streift durchs Haus

Nachdem ich Umzugskartons gefüllt und in den Flur gestapelt habe, unternehme ich eine Art Abschiedstour. Solveig und die Kinder sind nicht da, darum hatte ich ausdrücklich gebeten. Als ich aber im leeren Arbeitszimmer stehe und die hellen Vierecke auf den Tapeten und dem Parkett betrachte, ist die Stille kaum zu ertragen.

Ich muss den Waffenschrank ausräumen.

Vorher möchte ich noch einmal einen Blick in alle Räume werfen und mir das Haus, auf dessen Umbau ich stolz bin, aus dem Herz reißen.

Die Trennung geht auf meine Kappe. Es wirklich zu tun, hat mit dem Gerede drum herum nichts zu tun. Ich nehme die leise knarrende Treppe in den ersten Stock, mustere die Fotos vom Bali-Urlaub im letzten Jahr und lande in Gunnars Zimmer.

Obwohl der Junge seit Monaten im Internat wohnt, sieht es aus wie immer. Angewidert drehe ich mich um die eigene Achse. Verkrustete Tempas, das zerwühlte Bett, zwischen Turnschuhen und Unterwäsche liegende Schulhefte und die Plakate, auf denen grimmige Schwarze Bälle in Körben versenken – alles nimmt die kommende Kluft vorweg.

Du warst zu streng mit ihm, denke ich und betrachte

den staubigen Finger, den ich durchs oberste Fach des Bücherregals zog. Die Schlamperei ist Solveigs Versäumnis. Was ich mir zuschreiben muss, geht tiefer. Mir fällt ein, dass mich Gunnar als Fünf- oder Sechsjähriger einmal beim Angeln fragte, ob es Fischen gefallen würde, wenn man sie anfasst. Ich erinnere mich, die Frage als unsinnig abgetan zu haben.

Seltsam, was einem durch den Kopf schießt.

Ich lehne im Türrahmen, reibe mir die Schläfen und warte, bis sich der Kloß in meinem Hals auflöst. Hätte ich fürs Ausräumen jemanden herschicken sollen?

Ich gebe mir einen Ruck und gehe zurück nach unten. Was habe ich erwartet?

Als wir in dieses Solveig zuliebe rosé gestrichene Haus am Waldrand zogen, hatte ich eine Eingebung. Mit Verwandten und Freunden warteten wir auf der Straße, ließen Sektkorken knallen und stießen dann mit lautem Hallo die Gartentür auf.

Im Jubel sah ich mich plötzlich ausziehen.

Sara war vorausgesprungen. Mit Gunnar im Arm und Solveig an der Hand lief ich auf dem neuen Kiesweg bis zur Haustür und hatte das Gefühl, mir selbst entgegenzukommen:

eine geisterhafte, wie in Frischhaltefolie gewickelte Gestalt.

24 h vor dem Schuss

Stefan Brenner fürchtet sich vor dem morgigen Tag

»Hast du auf die Uhr gesehen?«, keift Gudrun.

Ich ziehe die Schuhe aus und möchte sehen, was mir in diesem Haus das Liebste ist.

»Wo gehst du hin?«

»In Manuels Zimmer.«

»Spinnst du? Er hat Grippe und schläft schon!«

Meine Frau baut sich vor mir auf. Sie trägt eine apri-cotfarbene Bluse und atmet heftig.

Manuel ist sechs Jahre alt. Er ist dabei, sich die Gleichgewichtsstörung unseres Zusammenlebens bewusst zu machen.

»Stimmt es, dass du aus einer Rippe von Mama gemacht bist?«, fragte er mich neulich beim Einkaufen. Das biblische Bild enthält bittere Wahrheit. Gudrun wirft Manuel bis unter die Zimmerdecke. Ihre Hände pflegen Haus und Garten. Mit hüpfendem Adamsapfel (ja, den haben auch Frauen!) weist sie unserem Dreigestirn den Weg.

Sie fragt:

»Hast du getrunken?«

»Nein.«

»Hast du eingekauft?«

»Ja.«

»Hast du das Kinderkonto für Manuel eröffnet?«

Hinter mir liegt eine endlose Autofahrt. In der Zentrale erhielt ich einen Auftrag, der gegen meinen Kopf hämmert. Selbst jemandem wie mir, der Krawatten mit Firmenlogo trägt und nach einem Jahrzehnt Betriebszugehörigkeit nicht immer weiß, wann ›Schluss!‹ gesagt werden muss, reicht es.

»Lass mich in Ruhe!«

Ich bin kurz davor, der Siamkatze, die neugierig in den Korridor läuft, einen Tritt zu versetzen.

Der abendliche Garten entspannt. Ich liege im Liegestuhl. Dazu rauche ich und trinke Wein aus der Flasche. Die Katze begreift nichts. Sie springt mir auf den Schoß und schnurrt. Ich ertrage ihre Innigkeit eine Weile, aber selbst im Dunkel stört mich der blaugrüne Blick. Zudem ist das Tier daran gewöhnt, allabendlich angeleint einen, wie Gudrun es nennt, englischen Spaziergang zu absolvieren.

Mit einem Ruck befreie ich mich und schlafe ein.

Gudrun rüttelt mich wach.

»Was machst du hier?«

»Na, was.«

»Los rein. Es wird kalt!«

»Ich will nicht.«

»Komm schon.«

»Nein.«

Sie hat ihren Bademantel übergeworfen und stützt die Arme in die Hüften.

»Lass das! Du musst morgen früh raus.«

»Noch ein bisschen.«

»Du solltest dich sehen.«

»Hilf mir, wen siehst du denn?«

»Jemanden, der auf elegisch macht, weil –«

»Ja?«

»Ach, Stefan. Die Dinge sind, wie sie sind.«

»Erspar mir deine Küchenweisheiten! Wer so schlau ist, hätte jemand anderen heiraten sollen.«

»Vielleicht. Du benimmst dich armselig wie Rohde, weißt du das.«

»Was hat das mit unserem Nachbarn zu tun?«

Sie rauscht ab. Zu müde für die ganz große Szene.

Ich nicke wieder ein.

Später kommt die Kälte. Sie kriecht an den Beinen hoch und fühlt sich an wie ein feuchtes Badetuch. Klare Luft und völlige Stille. Das Rauschen der Autobahnkilometer fressenden Reifen hat aufgehört. Ich spaziere über den Rasen.

Bei Rohde brennt Licht. Durch den Spalt der Fensterläden versuche ich, einen Blick ins Innere zu erhaschen, sehe aber nur das Flackern des Fernsehers.

Gudrun nennt Rohde einen »Kauz, zu dem man besser Abstand hält«. Sie hat den meist im Blaumann auftretenden Pensionär einmal gefragt, ob er bereit wäre, während unseres Urlaubs und gegen Bezahlung unsere Blumen zu gießen.

Die Antwort lautete: »Dafür bin ich leider zu beschäftigt.«

Wenn Gudrun die Geschichte erzählt, ist sie jedes Mal fassungslos. Ich habe das Gespräch nicht miterlebt, aber für mein Empfinden sollte man Rohde bedauern. Abgesehen von dürren Fakten – er ist ein Urgestein dieser Siedlung und lebt seit dem Tod seiner

Mutter allein –, wissen wir nichts. »Je länger ich über ihn nachdenke, desto unheimlicher wird er mir«, lautet Gudruns Standardsatz, sobald wir über ihn sprechen. Er lebt neben uns her, ein silberhaarer Geist, dem man zunickt und der sich emsig um Unkraut, Harkmuster auf den Wegen und die Abholung der Mülltonnen kümmert.

Mitunter wartet er vor unserer Einfahrt. Dort fegt er zaghaft auf der Stelle und möchte Gudrun, mich oder Manuel in ein Gespräch ziehen.

Ich stelle mir vor, dass die Einsamkeit in ihm wuchert wie ein Krebs.

Das graue Haus, das keiner von uns je betreten hat, schiebt die Wände gegen ihn, und er steht mit offenem Mund und ausgestreckten Armen in seinem Wohnzimmer, bereit zu einer Explosion, deren Trümmer über uns abregnen werden.

Wenn möglich, nehme ich mir für ihn Zeit, möchte helfen, dass die Stauungen abfließen.

Was Gudrun und auch mich irritieren kann, ist die Ungeniertheit, mit der er sich unseren Alltag erschließt. Von Beginn an fragte er nach Manuel. Er gratulierte zum ersten Geburtstag und vergaß das Datum auch nicht in den Folgejahren. Es wurde unbehaglich, als Manuel seiner Meinung nach nicht rasch genug laufen lernte. Wir mussten uns Geschichten aus dem Tierreich anhören, die, unterlegt von seinem meckernden Lachen, davon handelten, dass Pferde, Kühe oder Schafe gleich nach der Geburt auf eigenen Beinen stehen. Wenn wir im Sommer das Planschbecken aufstellen, weist er darauf hin, dass Kinder auch in Pfützen ertrinken können. Er wollte das nur gesagt haben.

Gudrun ist diese Besorgtheit ein Gräuel. »Der kennt die Welt aus dem Fernsehen und will uns belehren.«

Gäste wie mein Kollege Manfred hören solche Geschichten gern und glauben vor Rohdes Keller warnen zu müssen. Der Kannibale des Berliner Speckgürtels vergrübe dort seine Opfer.

Ich teile diese Auffassung nicht. Auch wenn Rohde Angst macht, versuche ich den normalen Menschen in ihm zu sehen.

In diesem Sommer treiben ihn Müllprobleme um. Nachts, wenn die Plastiksäcke vorn am Zaun stehen, machen sich oft Tiere aus dem nahen Wald daran zu schaffen, reißen die Tüten auf und verteilen den Unrat auf der Straße. Rohde hat uns deshalb gebeten, die Säcke erst am Morgen nach draußen zu stellen.

»Man könnte sie hinter der Garage lagern. Lassen Sie das Tor einen Spalt offen. Ich gebe den Müllmännern Bescheid.«

Aber unser Leben weist nicht mit einem orangefarbenen Pfeil auf den Donnerstagmorgen. Wir haben den Vorschlag schlicht vergessen. Eines Abends bin ich umso erstaunter, als ich unseren Müll am empfohlenen Platz finde.

»Ich war es nicht«, beteuert Gudrun.

Also hat Rohde den Toröffner betätigt, die Abfalltüten geschultert und in der Tiefe unseres Grundstücks in Sicherheit gebracht. Über Aktionen wie diese würde ich mich gern mit ihm unterhalten.

Aber unsere Gespräche verlaufen anders. Sein Autismus überwältigt mich zuverlässig, sodass ich schließlich nur zuhöre. Dieser Alte ist mein dunkler Spiegel.

Nur ein einziges Mal wurde ich in sein Reich gelassen. Er hatte eine Kiefer gefällt, die dicht am Zaun in die Höhe geschossen war, und sich bei der Gelegenheit auch mehrerer Birken entledigt.

Ich verstand nicht, weshalb mir Baumstümpfe und das veränderte Licht auf seiner Terrasse vorgeführt werden mussten, betonte aber, wie erleichtert wir wären, dass die ihm verhassten Kiefernadeln nicht länger auf unser Garagendach regneten. Das Wort »widerlich« verwendete er geradezu inbrünstig. Während wir durch seinen Garten liefen, nannte er eine große Kiefer »Mutter« und die kleine daneben »ihr Kind«. Mich erinnerte das an Zeiten, die mich in Wälder verschlagen und Bäumen näher gebracht hatten. Bevor der Gedanke reifen konnte, führte er mich vor das Endresultat seiner Ausmerzung.

»Mein Holzstapel«, erklärte er. Es fehlte nicht viel und er hätte: »Darf ich vorstellen« gesagt.

»Haben Sie so etwas schon einmal gesehen?«

Im ersten Moment kam es mir vor, als wäre die psychopathische Vision Wirklichkeit geworden. Ich erblickte eine Schuppenwand voller Holz, jedoch Holz, das dieser Mann zu einem Mosaik seiner Traurigkeit gestaltet hatte.

»Daran haben Sie lange gearbeitet?!«

»Kann man sagen. Schauen Sie, die Schlange in der Mitte ist aus Birkenholz. Sie frisst sich durch ein Schwein aus Kiefer. Und hinter dem Schwein tanzt ein Bär.«

Die Schlange erkannte ich. Das Schwein und den Bären nicht. Mich erschreckte die Pedanterie, mit der Hunderte Holzstücke zugeschnitten und der Größe,

Farbe und Maserung nach in das Bild eingefügt worden waren.

Ich versuchte, die Hand auf meiner Schulter abzuschütteln, und gratulierte.

Der Schöpfer des genialischen Holzstapels ist wach oder vor dem Fernseher eingeschlafen.

Ich lehne am Zaun und male mir den anbrechenden Tag aus.

Rohde helfen seine Holzarbeiten. Ich stelle ihn mir als enthemmten Baumfäller vor. Vorbei an allen Aufzügen des Umweltamtes zerhackt und zersägt er den Schmerz über die verlorene Mutter. Birkenschlange frisst Kiefernschwein, denke ich und sehe in den Nachthimmel. Die Milchstraße scheint zum Greifen nah.

Nelli, eine alte Frau aus der Gegend, in die ich morgen fahre, erklärte mir die Leuchtspur als Trampelpfad der Toten. Für jeden Lebenden würde jemand dort oben wandern und so lange sichtbar bleiben, wie man an ihn denkt.

Ich suche eine Weile.

Bis mein Freund Viktor sagt:

Du lebst mein Leben, Stefan. Meine Frau. Mein Sohn. Mein Haus. Meine abgelehnte Vergangenheit. Ich würde es heute anders machen. Ich würde springen wie ein Grashüpfer und das Elend hinter mir lassen. Aber es ist, wie es ist. Den Gleichmut von dreizehn Milliarden Jahren erlangen wir erst postum. Lieber Freund, ich bin nicht nachtragend und möchte dich nicht stören.

Aber meine Halskrause drückt.

22 h vor dem Schuss

Ingo Kern schwimmt mit einem Tschekisten

Ich pfeife *Vorwärts und nicht vergessen!* und schrubbe mir am Waschbecken die Hände. »Wo hast du den Seifensack her?«

»Vom Discounter«, brummt Chruschtschow.

Im Netz zappeln weiße und grüne Seifenfischchen.

»Die kommen noch drauf, dass der Osten nicht schlecht war.«

»Zeit wird's.«

Chruschtschow hockt im Korridor auf dem Boden und fettet seine Lederstiefel. Mich erwischt ein Vergangenheitsgefühl. Frisch gewaschen und eindeutig positiv.

»Lass uns ne Runde drehen.«

Mit Flinte und Jägerhut sieht Chruschtschow seinem Spitznamensgeber noch ähnlicher. Wir gehen über die Terrasse. Im Teich zetern Blesshühner. Unter dem Vordach, ein Meter über unseren Köpfen, sitzt eine Schwalbe in ihrem Nest, das aber längst ohne Eier ist.

»Da steigst du nicht hinter«, sagt Chruschtschow und schreitet voran. Ich schätze ihn. Schätzte ihn von Anfang an. Ein promovierter Staatsrechtler mit dem Benehmen eines Heizers, das gibt's nicht noch mal. Seit fünfzehn Jahren jagen wir zusammen.

»Ruhestand ist Scheiße«, ächzt er, startet den Motor und setzt zurück.

»Pass auf. Die Laterne!«, kann ich noch brüllen. Da kracht es schon.

»Sag ich doch.«

»Was?«

»Na, Scheiße!«

Wir steigen aus und begutachten die Delle. Auch die Heckklappe hat was abbekommen. Bei Geländewagen wie diesem kostet das mindestens tausend Euro. Wenn er den Spezi im Dorf bemüht, vielleicht die Hälfte. Er kratzt sich am Kopf.

Dann schaukeln wir über den abgeernteten Acker hinter dem Grundstück.

Chruschtschow murrte eine Weile, ärgert sich über die Ungeschicklichkeit, die er seinem »Rentnersein« zuschiebt, aber bald siegt die Landschaft. Sanfte Hügel und Weite. Über uns kreisen zwei Seeadler. In einer Senke stehen Kraniche. Es scheint sie nicht zu stören, dass wir vorbeifahren. Chruschtschow weist darauf hin, wie selten und scheu diese Vögel früher gewesen sind. Am See, wo das Gelände steil ansteigt, drehen die Räder durch, wühlen sich heulend durch den lehmigen Boden. Wir halten direkt vor dem Steg.

»Ist eine ziemliche Belastung«, sagt Chruschtschow, und ich weiß, dass er nicht den Wagen, sondern die zerdrückten Furchen des Feldes meint.

Ich grinse in den Himmel, der sich im Wasser spiegelt, und atme tief durch. Chruschtschow zeigt ins Schilf:

»Da hat der Nachbar gestern einen gigantischen Hecht rausgeholt.«

Wir lassen Papiere, Waffen, den ganzen Kram im Auto und schwimmen mit gleichmäßigen Zügen zum

anderen Ufer und wieder zurück, zwei nackte Männer, von Haubentauchern und Enten beäugt.

Chruschtschow ist Heimat. Ein dickes, neben mir schnaufendes Stück Heimat. Es gab eine Zeit, da dachte er schnell. Stasi hin oder her, der Kerl ist brilliant, entschied der Bereichsleiter Anfang der Neunziger, als die internen Anhörungen begannen. Sie nahmen ihn aus der Schusslinie und schickten ihn in die Zentrale. Jahre später kehrte Chruschtschow mit Westschliff zurück. Die Modernisierung des Streckennetzes wäre ohne ihn anders gelaufen.

Umso mehr schmerzt sein Nachlassen. Es sind nicht nur Lackschäden, auf Hochsitzen vergessene Kissen oder im Gras eingebüßte Gläser. Er schlingert durch die Tage wie irgendein Väterchen. Ich möchte ihm nicht wehtun und steige mit unbewegter Miene in seinen Wagen, aber ich muss bereit sein, ins Lenkrad zu greifen. Angeblich ist mit seiner Brille alles in Ordnung. Wenn er mit der Waffe hantiert, achte ich auf die Mündung. Neulich wollte er einem Bock nachsetzen und verlor dabei seine Büchse. Als er die Leiter des Ansitzes hinunterstieg, rutschte ihm die Sauer von der Schulter und landete mit dem Lauf voran im Matsch. Das Reinigen der Züge dauerte ewig.

Wir schwimmen nebeneinander. Wie so häufig erzählt er von seinem Sohn, einem Unternehmensberater, der Marathon läuft, dafür nach Boston, Sydney und sonst wohin reist, und jetzt mit Triathlon anfängt. »Von der Jagd will er nichts wissen.«

Chruschtschow riecht nach Schweiß und Nikotin wie die alten Männer meiner Kindheit. Ich schwimme in seinen Ausdünstungen wie in einer Blase. Der Geruch

wabert über dem Wasser. Riecht man so, wenn es zu Ende geht?

Da ist noch etwas, was uns verbindet. Vor einem Jahr, während seines letzten Seminars in Mainz, passierte die Sache mit Karoline.

Chruschtschow ist seit vierzig Jahren verheiratet. Er kennt Solveig seit unserer Hochzeit. Dennoch erkundigt er sich jedes Mal freundlich nach dem Stand meiner Affäre mit »diesem Mäuschen aus der Koordinierung«.

»Ich werde ausziehen«, sage ich.

Er taucht den Kopf einen Schwimmzug lang unter Wasser und grunzt: »Du musst wissen, was du tust.«

Vielleicht sind es solche Unterhaltungen, die vom Osten übrig bleiben werden. Die Angewohnheit, dass sich Söhne ihre Väter selbst suchen und dass die Altvorderen, auf die ihre Wahl schließlich fällt, den Austausch ernst nehmen. Chruschtschows Autorität wird zu meiner, denke ich in der Mitte des Sees. Vielleicht liege ich falsch und kann, umnebelt von seinem Mief, keinen klaren Gedanken mehr fassen. Aber ich bin sicher, dass dieser Tschekist für niemanden mehr gefährlich ist außer für sich, sorgloses Wild und mich.

Wir steigen aus dem Wasser, trocken uns ab und trennen uns. Chruschtschow will in den Weizenschlag. Ich bleibe auf dem Hochstand am See.

Es passiert wenig. Unter der Bank habe ich eine von Chruschtschows Brillen gefunden. Wie oft habe ich ihm geraten, er soll die Bügel mit einem Band versehen und sich um den Hals hängen. Aber er hat Angst, irgendwo hängen zu bleiben. »Es hat keinen Zweck mehr, teure Brillen zu kaufen«, sagt er. Er verstreut sie in der Ge-

gend, oder die Gläser fallen heraus, wenn er das Gestell die Nase heraufschiebt.

Im Ufergras äst eine Ricke. Seit einigen Minuten liegt sie. Nur ihr Kopf ist zu sehen. Sie wackelt mit den Lauschern, darf nicht geschossen werden. Im Gebüsch gegenüber ist vor Kurzem ein Waschbär verschwunden. So schnell bekam ich die Flinte nicht hoch. Will er zurück ins Schilf?

Bis zu diesem Abend in Mainz war mir Karoline nicht aufgefallen. Chruschtschow hatte zum Essen eingeladen. Wir kamen spät zurück ins Hotel. Da saß sie mit ihrer Freundin aus der Lohnbuchhaltung und einem der Seminarleiter beim Wein. Es prickelte von Anfang an. Den Seminarleiter mochte ich nicht. Aber die drei strahlenden Gesichter, ihr Behagen wirkten wie ein Sog. Chruschtschow sah mich an, und wir einigten uns auf einen Versuch.

Mir ist klar, dass ich keiner bin, dem die Frauen zufliegen. Ich sehe aus wie ein hagerer Streuselkuchen. Wenn ich Anzüge trage und mich darin zu lange im Spiegel betrachte, muss ich lachen. Erinnerungen an Abschlussbälle und Jugendweihe, scheuernde Kragen, enger genähte Hosen, von zu viel Wein ausgelöste Übelkeit in Tordurchfahrten – mein Körper hat sich kaum verändert. Dazu gelte ich als kühl. Am Tag unserer Trauung hat Solveig während einer ihrer Anfälle von Panik behauptet, mit mir im Raum wäre es wie mit einem Hund. »Die Erotik stirbt.« Das waren ihre Worte. Ich erinnere mich daran, weil sie sich danach sehr erotisch entschuldigt hat.

Umso mehr wunderten mich Karolines Signale. Na-

türlich wusste sie um meine Position. Aber lächelte sie, gab Feuer und schob mir den benötigten Stift nur hin, um die Karriere zu befördern? Ich entsinne mich eines ihrer Blicke. Den fing ich auf, als ich nach kurzer Pause wieder zu ihr hinsah. Es schien, als hätte sie meine Augen beobachtet. Ja, meine Augen. Graue Nadelspitzen, eher zum Stechen geeignet, als Dreißigjährige ins Schwärmen zu bringen. Aber so war es.

Ich will nicht behaupten, dass die Spannung zwischen uns bereits Liebe war. Aber hatte ich je eine schönere Frau gesehen? Hochgesteckte Haare. Weiße Zähne. Durchscheinend dünne, lange Finger. Wir hatten kaum ein paar Worte gewechselt. Ihre Freundin erging sich im Klatsch über Kollegen. Chruschtschow plante die Zeit nach seiner Pensionierung. Der Seminarleiter hatte sich verabschiedet. Mir fiel einer von Karolines großen Zehen auf. Der Nagel war schief und verschrumpelt. Sie bemerkte es und zog ihren Fuß zurück. Wie taktvoll das beide Seiten hinbekamen, ist schwer auszudrücken. Das waren Vorgeplänkel. Als wir zu reden begannen, hätten sie nichts wert sein können.

Chruschtschow und ich waren beim Thema Jagd angekommen.

Sie zuckte zurück.

»So sind Sie doch gar nicht.«

»Wie?«

Sie wand sich.

»Na ja, unsensibel.«

»Jäger, glauben Sie, sind unsensibel?«

»Was soll ich sagen? Ich bin erstaunt.«

»Darüber, dass Tiere getötet werden?«

»Es erschreckt mich, ja.«

»Wie sehen solche Menschen denn Ihrer Meinung nach aus?«

»Keine Ahnung. Blutrünstig?«

Sie lachte, und weil sie es wirklich wissen wollte, versuchte ich, es ihr zu erklären:

Ich sitze also auf einem Hochstand, den ich mir ausgesucht habe, weil ich da lange nicht oder auch noch nie war oder weil ich sicher bin, dass die Sauen im Dickicht gegenüber stecken, oder weil ich dort den Hirsch meines Lebens geschossen habe oder einfach auch weil dieser Stand ein Dach hat oder auch keins oder nagelneu ist und ich ihn unbedingt ausprobieren möchte, weil er von jemandem gebaut wurde, den ich kenne, oder, viel wichtiger, weil der Wind günstig steht und von vorn kommt, aus der Richtung, in die ich anlegen möchte, oder, nicht zu unterschätzen, wegen des herrlichen Blicks auf die Waldkante und die ausgetrocknete Senke, in der, das habe ich in der Nase, heute etwas passieren wird. Dorthin fahre ich vor der Dämmerung, parke den Wagen unter dem Hochstand oder auch etwas entfernt. Den Hund, falls ich einen dabei habe, der gut abgerichtet ist, lege ich neben der Leiter ab. Dort wird er liegen bleiben und schlafen oder dösen oder alles beobachten, bis es vorbei ist und ich ihn abhole. Dann klettere ich hoch, mit aller Ausrüstung. Waffe und Glas vor allem, vielleicht noch ein Kissen. Unter Umständen bevorzuge ich eine Armstütze, ein selbst gebautes Stück Holz, das ich über die Ränder lege, um mich mit dem eingeklemmten Schaft darauf stützen zu können und eine ruhige Hand zu haben. Ich bin nun still, vermeide jedes Klappern, jedes Anstoßen, das Handy ist abge-

schaltet und nur bei denen, die zu bedauernd sind, auf stumm gestellt. Ich habe mich eingerichtet, sitze bequem, friere oder schwitze oder auch nicht, ärgere mich über Mücken, genieße das Alleinsein, die wechselnden Perspektiven, kleinere Anspannungen zwischendurch, wenn ich etwas ins Glas bekomme, das geeignet wäre, aber zu weit entfernt ist. Ich begutachte, wie der Weizen in diesem Jahr steht, dass der Mais stark, der Raps bereits abgeerntet ist. Weiter hinten erkenne ich ein Luzernenfeld, in dem die Hasen sitzen müssen, und auf der Hügelkante landet ein Seeadlerpaar. Was für Kaventsmänner, staune ich, da steigen die beiden wieder auf. Warum so eilig, wundere ich mich und wedele dabei einen Grashüpfer vom Ärmel.

So vergeht eine Stunde. Oder zwei oder drei. Vielleicht werde ich müde, lese zum wiederholten Male die eingeritzte Aufschrift am Einstieg: Gebaut von Peter. Aus irgendeinem Grund nehme ich an, dass heute mein Tag ist oder auch nicht. Ich bleibe. Über mir streichen Graugänse vorbei, deren Rufe: »ga ga ga« in mir nachhallen. Ich muss daran denken, wie schlaue diese Vögel sind, wie ausgefuchst sie ihre Rastplätze erkunden, indem ein Kundschafter vorgeschickt wird, der keineswegs verschreckt werden darf. Ich spitze die Ohren. Mit jeder Faser gehöre ich dieser Landschaft, die nicht so menschenleer ist, wie es scheint. Ich höre einen Traktor, eine Kreissäge, Hundegebell. Das dünne Saugen eines Flugzeugs am schon blassvioletten Himmel verbindet mich mit der Welt, der ich entkommen wollte –

da tritt hundertfünfzig Meter entfernt ein Bock aus dem Unterholz.

Es ist gerade Schonzeit für die Ricken, und weil er

vom seit Wochen währenden Drang, sich fortzupflanzen, das Fressen vernachlässigt hat, ist er ausgehungert und so schmal, dass ich erst nicht sicher bin, ob ich tatsächlich ein männliches Tier vor mir habe. Ich prüfe es mit dem Glas. In Ordnung, es ist ein Sechsender. Ich bin aufgereggt oder ruhig, entsichere behutsam, lege an, aber noch steht er nicht breit, nicht im Profil. Er geht einige Meter vor, bis an den Rand des ausgetrockneten Wasserloches, und dort bleibt er, direkt vor mir, wie angewurzelt stehen. Vibrierende Sekunden. Ich frage mich, ob er den Entsicherungsklick gehört haben könnte, als er plötzlich dreht und abspringen will und deshalb für einen Moment richtig steht, wie gemalt.

Da drücke ich ab.

»Das könnte ich nicht!«, fiel mir Karoline ins Wort.

»Was meinen Sie?«

»Na, abdrücken! Verstehen Sie mich nicht falsch. Auf Scheiben habe ich schon geschossen, und es hat Spaß gemacht.«

»Das ist doch ein Anfang.«

»Leider nicht. Um es zu Ende zu bringen, muss man wohl ein Mann sein.«

»Frauen gehen auch auf die Pirsch.«

»Aber ich nicht. Mich würde es krank machen. Als kleines Mädchen war ich mit meinem Vater angeln und habe mit den Fischen im Eimer gespielt, bevor er sie ausnahm. Aber Rehe und Hirsche? Mit ihren großen Augen und all dem Blut? Das ist doch furchtbar.«

»Soll ich aufhören?«

»Nein, Sie erzählen gut. Machen Sie weiter!«

Der Schuss knallt trocken und ist zugleich extrem laut. Zu behaupten, dass ich nach all den Jahren darüber erschrecke, wäre übertrieben, aber noch immer ist es das Geräusch eines besonderen Moments. Vielleicht habe ich in der Anspannung des Zögerns den Schaft nicht fest genug eingeklemmt. Beim Rückstoß springt das polierte Holz mir deshalb ins Gesicht, und die Haut unter dem Auge platzt auf. Ich ärgere mich, krame ein Taschentuch hervor und presse es auf die Wunde.

Auf verschlungenen Wegen kehrt, was dem Bock passiert ist, vor mein Auge zurück. Ich sehe, wie er sich auf die Hinterläufe stellt, wie er fliehen will und mit den Vorderläufen durch die Luft rudert, bevor er abknickt und fällt.

Tot ..., denke ich. In der Stille streiten in mir zwei Empfindungen. Einerseits Freude. Ich bringe frisches, sauberes Fleisch nach Hause. Die Reh-Medaillons meiner Frau sind ein Gedicht. In anderen Regionen geht es komplizierter zu. Sosehr ich die Jägerei schätze: Der Schuss und seine Gewissheit sind etwas, dem ich nicht ohne Schauer beiwohne.

Ich tupfe mir das Gesicht und räume langsam zusammen.

Karolines Finger berührte meinen Unterarm.

»Wie Sie das betonen: sauberes Fleisch.«

»Wie denn?«

»Als würden Sie es schön finden. Als wäre es ...«

»Ein Kunstwerk?«

»Ja, etwas in der Art.«

»Und das finden Sie absurd?«

»Eigentlich schon.«

»Aber haben Sie sich frische Leber schon einmal angesehen?«

»Nur Schweineleber.«

»Schweineleber hat dieselbe feine Oberfläche.«

»Und das lädt Sie zum Streicheln ein, oder was?«

»Um ehrlich zu sein, ja.«

»Sie sind verrückt.«

»Nein, bin ich nicht.«

Mein Hund war die ganze Zeit still. Dass er mich am Ende der Leiter mit wedelnder Rute begrüßt, stimmt mich seltsam missmutig. Ich nehme ihn mit zum Auto, setze ihn auf die Rückbank, hole die Wanne aus dem Kofferraum und laufe quer über das Feld.

Die Annäherung dauert wenige Minuten. Wenn man so will, begeben sich an den Tatort. Die Wanne schleife ich hinter mir her. Ich habe noch den Knall im Ohr und bemerke erneut einen Adler, der erst abdreht, als ich die Stelle erreiche.

Ich drehe den Bock und vergewissere mich, dass ich ins Herz getroffen habe. Er ist mager, letztlich aber akzeptabel. Ich rechtfertige den Abschuss mit dem Gedanken, dass jeder andere Jäger genauso gehandelt hätte. Wenn ich seinen Körper bewege, blubbert aus dem Ausschuss Blut. Ich öffne das Maul, und weil mir danach ist, greife ich in die nahe stehende Tanne, knicke einen Zweig ab und schiebe ihm das Grün als letzten Bissen zwischen die Zähne. Ich sehe in die von einem Milchsleier getrübbten schwarzen Augen, und das über den Boden und die Weizenähren gespritzte Blut sehe ich auch.

Ich bin einer von denen, die Wild möglichst vor Ort aufbrechen, um die Sauerei vor der Hütte zu umgehen

und weil die ins Feld geworfenen Innereien am nächsten Morgen garantiert weg sein werden. Ich lege mir den Bock zurecht, spreize seine Hinterläufe und breche ihn auf. Dafür setze ich das Messer unterhalb des Maules an, ziehe möglichst durch bis zum Brustkorb, löse vorsichtig die Luftröhre vom Schlund und binde in den dünnen Schlauch einen Knoten, damit sich der Magen nicht entleert. So arbeite ich mich voran. Vor allem achte ich darauf, dass ich die Eingeweide nicht verletze. Ich trenne das Zwerchfall ab und erreiche das Weidloch. Dort muss ich sägen, entferne Brunst- kugeln, Brunstrute und den Rest. Anschließend öffne ich die Bauchdecke und entnehme das durchschossene Herz, Leber, Lunge und Nieren. Am Ende hebe ich den Bock an den Vorderläufen hoch, lasse das Blut aus der Bauchhöhle fließen und lege ihn in die Wanne.

Ich stehe im Weizenschlag, in einer ausgetrockneten Senke, habe klebrige Hände und lausche inneren Stimmen.

»Was für Stimmen?«, fragte Karoline.

Wir waren längst allein im Foyer und gingen danach aufs Zimmer. Ein Jäger und seine E Levin.

Das Handy vibriert und blinkt. Es ist Solveig.

»Hallo, Ingo, ich wollte nur daran erinnern, dass wir morgen Abend verabredet sind.«

»Verabredet? Solveig, ich werde meine Sachen holen und den Schlüssel auf dem Küchentisch lassen. Entschuldige, dass ich mich wiederhole, aber es wäre besser, wenn du nicht da wärst.«

»Besser, sagst du.«

»So haben wir es doch besprochen.«